



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf der Exerzitien-Reise.

ternachtsstunde schon. Der Lärm stözt mächtig in sein Lüffelhorn und verkündet den Beginn des zweiten Aktes, dem wir in nächster Vergißmeinnicht-Nummer beiwohnen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Exerzitien-Reise.

Vom Hochw. P. Eucharius Adams, R. M. M.

St. Bernard. — Am Pfingstmontag, den 1. Juni I. J., verließ ich morgens in aller Herrgottsfürche Marrianhill, um am selben Tage in St. Bernard die Exerzitien für die Brüder und Schwestern zu beginnen. Punkt 1/4 Uhr fuhr unser Wägelchen an der Pforte vor. Langsam zogen die Pferde den Berg hinauf bis hinter den Store, wobei mir der schwarze Kutscher erklärte, „Umsutu“ und „Babu“ seien zwei alte Herren, denen die Jugendkraft geschwunden und die darum jetzt altersschwach geworden. „Macht nichts, wenn wir nur zur Zeit nach Pinetown zur Bahn kommen.“ Ueber Weg erzählte mir der Rosselenker die neuesten welterschütternden Vorkommisse: daß der eigentliche Fuhrmann gestern zu tief in den Utshwalapot gesunken und ihm deshalb diesen Morgen alle Vollmachten als Fuhrmann übertragen habe; daß seine Schwester demnächst in „St. Michael“ einen gewissen Pius heiraten und er zur Hochzeit gehen werde; daß sein Arbeitslohn gering sei usw. Ich zeigte natürlich das entsprechende Interesse, was den Burschen sichtlich freute. So verging die Zeit sehr schnell bis zur Ankunft in Pinetown.

So eine süd-afrikanische-englische Eisenbahnstation muß man zu nachtschlafender Zeit gesehen haben! — Die zwei Beamten lagen in Decken gehüllt auf Tischen und schliefen. Ich ließ sie ruhig weiter schmarchen, denn mein Zug sollte erst in einer halben Stunde eintreffen. Draußen lagen oder hockten beim Kohlensfeuer indische Kulis, welche die Signale zu besorgen hatten. — Da ertönte am Telefon ein Signal, und schlaftrunken ging ein Beamter hin, um mit näselnder Stimme mit seinem Kollegen von der anderen Station sich zu verständigen. Bald brauste ein Kohlenzug dem Hafen von Durban zu. Da die Bahn nur ein Geleise hat und der Verkehr bei Tag und Nacht ein gewaltiger ist, so ist der Umstand, daß verhältnismäßig selten Unglücke vorkommen, ein Beweis sowohl für die vorzügliche Konstruktion des Bahnkörpers und die Güte des Schienenmaterials als auch für die Pflichttreue der Beamten.

Endlich keuchte auch mein Zug heran. Ich fand Platz in einem leeren Abteil erster Klasse, wohin mich der Zugführer dirigierte, da die zweite Klasse schon voll belegt war. Bald schloß auch ich den Schlaf des Gerechten bis in die Nähe von Thornville-Junction, wo ich den Zug nach Richmond erwarten mußte. Gegen 10 Uhr erreichte ich diesen Platz.

Auf dem Bahnhof erwartete mich der Schaffner von St. Bernard, Bruder Damian. Nun ging's munter weiter auf der Richmond-Mid-Iolloo-Straße straß

gegen Osten, bergauf und bergab, 20 englische Meilen (32 Kilometer) weit. Den Inhlazuka, einen gewaltigen Bergriegel, der auf seiner Spitze eine Wattlepflanzung von 1000 Acres hat, sahen wir schon von weitem, ebenso das gewaltige Kreuz auf der Westseite des Berges. „Aber, wo ist „St. Bernard“?“ fragt ich zuweilen den Kutscher. Nichts konnten wir von der Station erblicken. Endlich bogten wir rechts von der Straße ab. Der nun folgende „Weg“ spottet jeder Beschreibung. Ich ging eine lange Strecke zu Fuß. Endlich gegen 3 Uhr



Der Maharadja bei Noot Kopjes und seine Familie.

umfuhrn wir einen Hügel und vor uns lag — St. Bernard.

Hören wir, was in der Chronik über die Entstehung dieser Station zu finden ist: „Am 13. Oktober 1910 ging der erste Transport von Einsiedeln nach „St. Bernard“, bestehend aus zwei Kisten, einem Tisch, Nägeln, Zange, Axt, Haken, Pickel, Kehrbesen und Theepot. Nach langer Fahrt kamen wir vor „St. Bernard“ an. Hier hatte die Quelle ein großes Loch in die Straße gerissen. Wir mußten ausspannen, Steine herbeischaffen, das Loch auffüllen, um weiter zu kommen. — Bei halbbedachten Kraal nahmen wir stehend oder am Boden sitzend unser erstes Mahl ein, da noch kein Stuhl oder eine Bank da war.“

Welch herrliche Veränderung hat dieser Platz doch seit kaum vier Jahren durchgemacht! Vom früheren Besitzer, Mr. Cockburn, der uns die doppelte Anzahl von Acres an Land für Felder in der Nähe Einfiedeln gegeben hatte, hatten wir ein mit Blech gedecktes Wohnhaus und den zerfallenen Kraal übernommen. Erstes ist jetzt für die Schwestern hergerichtet, letzterer ist gegenwärtig die Wohnung des P. Superior, P. Solanus Peteref. Neugebaut sind bis jetzt, wenn auch in sehr armeliger Weise, ein Raum, der als Kapelle dient, eine Wohnung für die Brüder, für die Kinder, einige Werkstätten und Ställe. — Eine große Wohltat für die Station ist das Vorhandensein von zwei muntermundenden Quellen, welche herrliches Trinkwasser spenden und auch genug Wasser liefern zur Versiegelung des Obst- und Gemüsegartens, welche ganz nahe bei der Station angelegt sind. Auch Zufuhrrohr gedeiht hier herrlich und gibt ein gutes Wintergrünfutter fürs Vieh. — Mit dem Bau einer neuen Schule aus Stein hat Bruder Garcia, mein Landsmann von der Mosel, schon begonnen. Leider sind die hiesigen Steine nicht von besonderer Güte und ihre Bearbeitung macht dem Bauarbeiter manche Sorge.

Was die Mission betrifft, bilden St. Bernard und Einfiedeln ein Ganzes. Ein hübscher Kranz von Außenstationen umgibt die Mutterstation: Zwischen St. Bernard und Einfiedeln liegt A m a n d u s - H i l l — zum Andenken an den seligen Abt Amandus so genannt — ein Platz von 25 Acres, der uns von einem deutschen Siedler, Herrn Schmidt, zum Geschenk gemacht wurde i. J. 1910. Der edle Geschenkgeber, ein Protestant, starb 1913 als Mitglied der hl. römisch-katholischen Kirche; R i c h m o n d mit Kapelle und eifriger Gemeinde; U m l a z i , 16 Kilometer von Einfiedeln, mit Kapelle; G i l a n y o n i , 24 Kilometer von St. Bernard; H e l l e - H e l l e , 28 Kilometer von Einfiedeln.

Am letzten Morgen meiner Anwesenheit in „St. Bernard“ begleitete mich P. Superior auf einen Berg Rücken, von wo man einen herrlichen Ausblick hatte ins wildromantische Umkomazital. Schauerlich-schön kann man diese Gegend nennen. Hohe, himmelanstrebende Felsmassen ragen steil vom Flussufer in die Lüfte, dort an steiler Stelle liegt ein noch unberührter Urwald, da und dort liegt auf freiem Platze ein armseliger Kaffernkraal, zu dem ein halsbrecherischer Fußsteig führt. Unten, tief im Tale, braust der Umkomazi in steinigem Bettet dem Indischen Ozean zu. Auf der anderen Seite des Flusses eine lange, breite und aufsteigende Ebene, die von gewaltigen Felsmassen abgeschlossen wird. Ganz in die Nähe erstreckt sich das Gebiet der benachbarten Mission „St. Michael“ von der anderen Seite her. Das Umkomazital ist ein für die Schwarzen reservierter Bezirk. Ein Weißer könnte in diesen Löchern, namentlich im Sommer, nicht lange leben, denn die Hitze ist dort furchtbar.

Doch der Missionar steigt furchtlos hinab zu diesen Verlassenen und bringt auch ihnen die frohe Botschaft von Christus, dem Erlöser aller Menschen. Möge „St. Bernard“ dieses Umkomazital zu einem Clairvaux, einem Lichttal machen, auf daß die Finsternis des Heidentums auch dort der Sonne der Gerechtigkeit, dem Heiland der Welt, weiche! —

Unsere Missionsstation „St. Anton“ am Ibißi.

Vom Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M

„St. Anton“ ist eine Filiale unserer Missionsstation Lourdes in der Kapkolonie und von letzterer etwa 50 Kilometer entfernt. Das dortige Gebiet ist nicht mehr gar zu weit vom Pondoland entfernt und dicht mit Kaffern besetzt. Diese sind der überwiegenden Mehrzahl nach noch Heiden, doch zählt unter ihnen auch der Protestantismus in seinen verschiedenen Säkten zahlreiche Anhänger. Namenlich findet man viele Anglikaner und Wesleyaner. Unsere eigene Katederhensetzung, die, wie soeben angedeutet, dem hl. Antonius von Padua geweiht ist, wurde erst vor wenigen Jahren errichtet und zählt gegenwärtig etwa 120 schwarze Christen und gegen 90 Katholiken. Diese Zahlen sind jedoch in beständigem Wachstum begriffen, denn die dortige Mission bereichert zu den schönsten Hoffnungen.

Hinächst die Frage: wie famen wir denn dazu, in diesem von der Zentrale Lourdes so weit entlegenen Bezirke eine eigene Katederhensetzung zu errichten? Der Anlaß hierzu ist in hohem Grade merkwürdig und interessant und gewährt einen tiefen Einblick in die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung. Ich bemerkte zum Voraus, daß ich über die im Nachstehenden geschilderten Vorgänge bei den verschiedenen Personen die eingehendsten Nachforschungen angestellt habe, und daß alle ihre Angaben bis ins kleinste Detail miteinander übereinstimmen. Meine Hauptzeugen sind die beiden Brüder Joseph und David Maduna; beide sind Katederhens, wohnen am großen Ibißi und sind Männer, auf deren Aussagen man sich verlassen kann. Joseph Maduna erzählte mir nun eines Tages in Gegenwart seines Bruders David folgendes:

Etwa zwei Jahre vor Beginn des Burenkrieges, also im Jahre 1897, lebte hier ein zehnjähriges Mädchen. Sie zählte zu unseren Verwandten, war schon im zweiten Jahre frank und hieß Nobulawu. Ihr Vater, Ruben Maduna, war Protestant, wie wir alle, das Mädchen selbst aber war noch nicht getauft. Es gab damals in hiesiger Gegend noch nicht viele Protestanten, Katholiken aber gar keine, ja, wir hatten noch gar nichts von der Existenz der römisch-katholischen Kirche gehört.

Da das Mädchen von Tag zu Tag schwächer und elender wurde, redeten wir ihm zu, sich taufen zu lassen. Die Antwort des Kindes war: „Ja, ich will mich taufen lassen aber nur von einem wahren Diener Gottes.“ — „Gut,“ entgegneten wir, so wollen wir einen wesleyanischen Prediger kommen lassen; der soll dich taufen.“ — Das Mädchen aber erwiderte rasch: „Nein, ruf ihn nicht; er ist kein wahrer Diener Gottes.“ — „So rufen wir dir einen Prediger der anglikanischen Hochkirche, daß er dich taufe.“ — „Auch ihn will ich nicht; er ist zwar besser als der Wesleyaner, aber auch kein wahrer Diener Gottes.“

Wir waren alle verwundert und wußten nicht, was wir da sagen sollten. Endlich fragten wir die kleine Nobulawu: „Wer ist dann in deinen Augen ein wahrer Diener Gottes?“ Da verklärte sich das Angesicht des Mädchens und erklärte leuchtenden Auges: „Ich sehe ihn, den wahren Diener Gottes; mit diesen meinen Augen schaue ich ihn. Es ist weiß von Angesicht, hat einen schwarzen Bart, trägt ein langes, weißes Kleid (Habit), darüber ein kurzer schwarzes (Skapulier), um die Mitte ist er gegurtet, und statt der Schuhe trägt er nur Söhlen mit zwei ledernen Bändern (Sandalen). Das ist der wahre Diener Gottes; er kommt öfters durch